

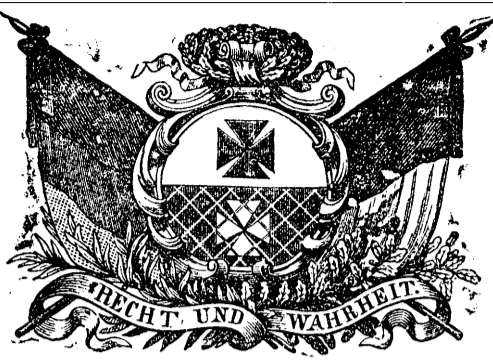
# Altpreussische Zeitung

und Anzeiger für

Stadt und Land.

Dieses Blatt (früher „Neuer Elbinger Anzeiger“) erscheint wöchentlich und kostet in Elbing pro Quartal 1,60 Mk., mit Botenlohn 1,90 Mk., bei allen Postanstalten 2 Mk.

7 Gratisbeilagen:  
Illustr. Sonntagsblatt — „Der Hausfreund“ (täglich).  
Telephon-Anschluß Nr. 3.



Insertions-Anträge an alle ausw. Zeitungen vermittelt die Expedition dieser Zeitung.  
Inserate 15 Pf. Nichtabonnenten und Auswärtige 20 Pf. Die Spalte ober oder unten Raum, 25 Pf. pro Zeile, 1 Beilageemplar kostet 10 Pf. Expedition: Spieringstraße Nr. 13.

Eigentum, Druck und Verlag von G. Gaarg in Elbing.  
Verantwortlicher Redacteur: George Eißler in Elbing.

Nr. 108.

Elbing, Dienstag

9. Mai 1893.

45. Jahrg.

## Die Auflösung des Reichstages.

Wenn ein Großer, ein Reicher sterben soll, dann werden alle möglichen Mittel angewandt, oft mit keinem andern Erfolge, als die Leiden zu verlängern. Wer erinnert sich nicht der schrecklichen Leidensgeschichte des amerikanischen Präsidenten Garfield, der Gemahlin Kaiser Alexanders II. von Rußland und vor Allem unseres Kaisers Friedrich? In diesen und unzähligen anderen Fällen sind Wunder der ärztlichen Kunst verrichtet worden, nur hatten sie keinen wirklich praktischen Zweck. Die Militärvorlage, die in den letzten Tagen ihres Todeskampfes nur noch Antrag Huene hieß, war ein „großer“ Patient. So und so lange schon für unheilbar erklärt, seit einigen Tagen ganz ausgegeben, machten einige Verzehe noch am letzten Tage, in der letzten Stunde fast allerlei Versuche, durch Moschusessenzinjektionen oder dergl. das fliehende Leben festzuhalten. Prinz Carolath-Schönath machte einen solchen Versuch durch den Vorschlag, die gesetzliche Garantie der zweijährigen Dienstzeit für die Dauer der neuen (Huene'schen) Friedenspräsenzstärke zu bewilligen, der sogar in Regierungskreisen Anklang fand. Eine halbe Stunde, ehe der Bundesrat sich zum Auflösungsbeschlusse zurückzog, sah man Herrn v. Bütticher mit verschiedenen Parlamentariern unterhandeln, und kaum eine Viertelstunde, ehe der Abg. Hüner gegen den Huene'schen Antrag stimmte, zeigte seine und seiner freisinnigen Gefinnungsgenossen Stimmabgabe zu Gunsten des Antrags auf Vertagung der Debatte, daß sie noch Hoffnung hegten, durch Zeitgewinn demselben Huene'schen Paragraphen zum Siege zu verhelfen.

Aber schließlich muß alles einmal ein Ende nehmen, selbst die im Grunde zwecklosen Heilkünste fantasiereicher Heilkünstler. Graf Caprivi sah selbst ein, daß der Worte nunmehr genug gewechselt sind, und gab durch seine Erklärung an den Prinzen Carolath, daß er ihm nichts mehr zu erklären habe, den vierstägigen Verhandlungen den — Gnadenstoß. Es kam zur Abstimmung und dieser unmittelbar auf dem Fuße folgte die längst erwartete Auflösung, und prompt dieser auf dem Fuße folgte die Bekanntmachung des Termins für die neuen Wahlen.

Was wird die schließliche Folge der Auflösung sein? Mit den ersten Folgen könnte ja anscheinend Graf Caprivi zufrieden sein. Unter den Siegern herrscht Zutracht, und als Staatsmann wie als General weiß Graf Caprivi sicherlich den Werth solcher Trennung bei dem Gegner zu schätzen. Dividat impera! Aber in Wirklichkeit sind die Aussichten keineswegs so günstig für den Grafen Caprivi.

Es wird niemals ein gewöhnliches Menschenkind verstehen, warum uns zur vollen Sicherheit 11,000 Rekruten gerade fehlen und warum Deutschland, das seit 1871 Milliarde auf Milliarde für Heereszwecke ausgegeben und so und so oft die Armeeverkäufte hat, ohne diese 11,000 Rekruten verloren sein soll. Viel eher versteht zumal in schlechten Zeiten das Volk die Weisheit, daß man Geld sparen soll. Nun wird allerdings gesagt, daß man Wenige spare und Doppelkronen verliert. Aber mit solcher Weisheit kann ins Unendliche jede Mehrausgabe für Militärzwecke verteidigt werden. Die Masse der Wähler wird sich der Ansicht derjenigen eher anzuschließen geneigt sein, die da sagen, die Regierung weiß nicht so recht und kann nicht wissen, wie sehr uns Steuerzahlern der Schuh auch ohne neue Steuern drückt, und die Militärverwaltung ist zu sehr der Gefahr ausgesetzt, einseitig zu urtheilen. Warum sollen denn gerade militärische Fachleute unfehlbar sein? Eben hieß es noch, die Regierungsforderung sei das Minimum und nun ist der 13,000 Rekruten weniger fordernde Antrag Huene die Wahlparole der Regierung. Vor kurzem wurde in Bonn gethan, wer von den militärischen Autoritäten die zweijährige Dienstzeit für möglich und nun gar zweckmäßig erklärt, und nun will die Militärverwaltung sie einführen. Wo steckt da die Unfehlbarkeit? Nicht minder ungünstig für den Reichskanzler sind die von Bismarck der Nation aufzuerzwingenden Erfahrungen mit ad hoc gewählten Reichstagen. Nach der Auflösung 1878 wurde ein Reichstag gewählt, der für das Socialistengesetz stimmen sollte. Das that er auch, aber nebenbei änderte er die gesammte Wirtschaftspolitik, führte von Jahr zu Jahr sich steigende Getreidepreise ein u. dergl. Ebenso hat 1887 der Reichstag nicht nur seine Aufgabe, das Septennat zu bewilligen, gelöst, sondern auch etliche andere den Massen nicht eben günstige Gesetze gemacht. Man wird diese darauf aufmerksam machen — und sie werden es glauben — daß die Auflösung nur nominal wegen der Armeevorlage, hauptsächlich wegen des zu beschränkenden Wahlrechts und anderer reactionärer Gelüste erfolgt ist.

Wäre dies darum der Wähler für die folgenden Tage scharf im Auge behalten und treu seiner Ueberzeugung mit uns um die Rechte des Volkes kämpfen. Wäre der neue Reichstag besser werden und vor allen Dingen mit allen unzuverlässigen und schwankenden Elementen aufzuräumen. So wollen wir den Wahlkampf aufnehmen.

## Preßstimmen über die Reichstags-Auflösung.

Die „Nordd. Allgem. Ztg.“ beklagt in ihrer

Sonntagsnummer, daß der Reichstag bei der ersten nationalen Angelegenheit nicht nach dem Sinne der Regierung gehandelt hat und fährt dann weiter fort:

„Die Neuwahlen, zu denen nunmehr die Wähler berufen sind, treten als eine sehr ernste Aufgabe an sie heran; denn gerade, nachdem der Reichstag in einer Frage von so hoher politischer Bedeutung versagt hat, wird es an den Wählern sein, ihrerseits dafür zu sorgen, daß daraus dem Deutschen Reiche kein größerer Schaden in seinem Ansehen nach Außen und seiner Entwicklung erwachse, als vielleicht schon dadurch geschehen ist, daß trotz des erwiesenen Entgegenkommens der Reichsregierung ein Einvernehmen zwischen dieser und dem Parlament durch Schuld des letzteren nicht hergestellt werden konnte.“

Der „Pöln. Ztg.“ scheint die Auflösung gar nicht unwillkommen zu sein, denn sie ist für die Zukunft von den rosigsten Hoffnungen erfüllt. Die Opposition, meint sie, hätte sich selbst ihr Grab gegraben und mit den politischen Leichen ihrer hervorragendsten Führer den Weg zum Sieg bedeckt. Andererseits, meint das Blatt, hätte die Regierung die Aufgabe, den Produktivständen, den Landwirthen, Industriellen und Handwerkern bessere Fühlung zu nehmen, kurz gesagt, den Wählern Gung um den Bart zu schmecken, und dann würde sich der deutsche Michel schon wieder fangen lassen. Weiter heißt es dann:

„Allgemein ist die Ueberzeugung verbreitet und auch das Gemüth des einfachen Mannes verschleift sich ihm nicht, daß die Militärvorlage schließlich doch durchgeführt wird. In dieser Frage giebt es für die Staatsleitung kein Zurück mehr. Denn ein schwächliches Zurückweichen der staatlichen Autorität in einer Frage, die an die Wurzeln unseres Daseins als deutsches Volksthum heranreicht, würde im Inlande und im Auslande zerstörender wirken als die schärfsten Kämpfe. Unser Erwerbseleben kommt also in diesem Jahre überhaupt nicht zur Ruhe, wenn es nicht gelingt, einen verräthlichen Reichstag zu schaffen. Jeder Mann, der schaffend und ringend im gewerblichen Leben steht, muß also jeden Tag für verloren halten, in dem er nicht versucht hat, Laue anzufeuern und Unfidere für seine patriotische Ueberzeugung zu gewinnen. Diese Einsicht muß zum Gemeingut werden, daß Radicalismus und Ultramontanismus in dem heißen Bemühen um die Gunst der Massen unsere vaterländischen wie unsere wirtschaftlichen Interessen schmächtig preisgeben. Der Versuch muß gemacht werden, dieser Proletarisation der Parteipolitik durch eine gewaltige Kräftanstrengung einen starken Neger vorzuschreiben und zwischen Reichstag und Nation das Einvernehmen wiederherzustellen.“

Andererseits „Pöln. Ztg.“, welche schreibt: „Man wird nicht lange zu warten brauchen, um die Lehre vom beschränkten Unterthanenverstande zu vernehmen. Die Militärs glauben über eine Militärvorlage richtiger urtheilen zu können als die Laien. Aber die Militärs haben auch Jahrzehnte hindurch die zweijährige Dienstzeit als ganz undurchführbar behandelt, um jetzt, da die Ausbildung des einzelnen Mannes sicherlich mehr Zeit in Anspruch nimmt, als bei der früheren Bewaffnung, dieser Reform zuzustimmen. Die Militärs haben auch die Regierungsvorlage in ihrem ursprünglichen Umfange mit der Behauptung vertheidigt, daß man sich schon auf das schlechteste Notwendige und Unentbehrliche beschränkt habe und daher keinerlei Abstrich mehr vertragen könne, und dann haben sie sich dennoch die Abstriche gefallen lassen, die der Abgeordnete von Huene gemacht hat. Wenn das Volk in seiner Mehrheit bei den Wahlen den festen Willen zeigt, den Herr v. Bennigsen der Volksvertretung wünscht, dann wird schließlich auch die Militärverwaltung mit den gegebenen Thatsachen rechnen. Der Reichskanzler verweist auf den parlamentarischen Brauch in anderen Ländern, in Frankreich und in England. Aber der deutsche Reichstag hat dieselbe Opferfreudigkeit auf militärischem Gebiete bewiesen — das zeigen die Zahlen der Militärausgaben und der Reichsschulden — wie irgend ein anderes Parlament, nur daß es der Reichsregierung nicht beikommt, dem deutschen Reichstage denselben Einfluß auf die Leitung der Geschäfte einzuräumen, der in Frankreich und England als natürlich erscheint. Selbst die Errichtung eines selbstständig verantwortlichen Reichsfinanzministeriums wird hier zu Bande als der Uebergang zum Parlamentarismus und als Untergrabung der Monarchie bekämpft, obwohl wenn ein Reichskanzler mit der nötigen Zuständigkeit vorhanden wäre, schwerlich Steuervorlagen eingebracht worden wären, wie sie — neben den Ausfällen auf die Landwehr — zu der Mißstimmung gegen die Militärvorlage nicht unwesentlich beigetragen haben. Die deutsche Nation geht schweren Tagen entgegen. Wenn aber die alten Schlagwörter von den „Reichsfeinden“ und „Vaterlandsverrathern“, die Deutschland wehrlos machen wollen, im Gegensatz zu den „nationalen“ und „reichsfreundlichen“ Parteien wieder auftauchen, dann wird die Masse des Volkes fragen, ob eine Haltung als unpatriotisch geißelt werden kann, die auch der erste Kanzler des Deutschen Reiches, der Vorgänger des Grafen Caprivi einnimmt. Und wenn in der Leidenschaft der Fehde ein unbedachter Wortführer großen Parteien die Vaterlandsliebe absprennen sollte, dann werden die denkenden Hörer nicht vergessen, daß in dem Augenblicke der Gefahr keine Parteien im Reiche

bestehen, sondern Freunde wie Gegner der Militärvorlage eine geschlossene Phalanx bilden. Die nächste Zukunft ist in Dunkel gehüllt. Es ist bedauerlich, daß schon der erste Nachfolger des Fürsten Bismarck eine so unglückliche Taktik verfolgte, um die Auflösung des Reichstages vollziehen zu müssen. Aber die Goffnung braucht nicht ausgegeben zu werden, daß aus dieser Saat eine große Frucht erwachse, und daß der Volksvertretung die Stellung errungen werde, die ihr auch nach dem Zeugnisse des Herrn v. Bennigsen in jedem Verfassungsstaate gebührt.“

Die französische Presse hat natürlich an dem Ereigniß ein ganz besonderes Interesse und alle bedeutenden Blätter besprechen dasselbe. „Figaro“ ist der Ansicht, die Vermehrung der Militärausgaben und der Präsenzstärke sei bei den Neuwahlen eine schlechte Parole für die regierungsfreundliche Partei. „Intransigent“ führt aus, daß die Reichstagsauflösung möglicherweise ernste Folgen haben könnte; jedenfalls habe sich die allgemeine politische Lage verschlimmert und Frankreich müsse die Vorgänge jenseits des Rheins aufmerksam verfolgen. „Gaulois“ giebt der weit verbreiteten Ansicht Ausdruck, daß die Reichsverfassung von 1871 in den letzten Zügen liege und der Kaiser entweder das Parlament abschaffen, oder den wirklichen und vollständigen Parlamentarismus annehmen müsse. „Mappel“ schreibt: Deutschland ist ermüdet und will keine Vermehrung der Militärausgaben. Das deutsche Volk will den Frieden und sieht keine Veranlassung zu neuen Steuern zur Bezahlung von Festungen und Kanonen.

## Deutscher Reichstag.

96. Sitzung vom 6. Mai.

Nach Erledigung einiger unwesentlicher Vorlagen tritt das Haus in die Berathung der Militärvorlage ein.

Abg. Wissler (wb.) begründet sein Amendement zu dem Antrage Huene. Die zweijährige Dienstzeit solle verfassungsmäßig festgelegt werden.

Abg. Eilbors (conf.): Wir stehen vor einer Reorganisation des Heeres. Die Regierungen haben nur ihre Pflicht gethan, wenn sie die Neuerung der zweijährigen Dienstzeit, die große Erleichterung bietet, mit den nötigen Garantien umgibt. Unsere Partei hat die großen vaterländischen Zwecke im Auge. Ich kann nicht zugeben, daß unsere finanzielle Lage so ungünstig ist, wie man sie darstellt. Der allgemeine Wohlstand ist gestiegen. In einem ablehnenden Botum wird man im Lande nur das Wortum der Führer einzelner Parteien sehen. Für Parteikämpfe hat das Volk kein Verstand. Erst das Vaterland, dann die Politik, dann die Person!

Abg. Graf Preysing (Centr.): Ich habe den Fraktionsantrag unterschrieben und werde für ihn stimmen. Ich fühle mich ganz wohl als Centrumsmann. Ich habe mich für den Antrag aus sachlichen Gründen entschieden. Seit 1870 hat sich unsere Aufwendung für das Militär verdreifacht, und ich habe erkannt, daß unser Volk schwere Sorge durchzieht.

Abg. Frhr. v. Hornstein (wld.) erklärt, für die Vorlage stimmen zu wollen.

Abg. Frhr. v. Münch (wldem.) spricht gegen die Vorlage und geht dann auf seinen Prozeß ein, dessen Akten er auf den Tisch des Hauses niederlegt.

Inzwischen liegt ein Vertagungsantrag von der Rechten und ein Schlußantrag des Centrums vor.

Nach Ablehnung der Vertagung wird Schluß der Debatte angenommen.

Nach einigen persönlichen Bemerkungen wird zur Abstimmung über den Antrag Huene zu § 1 geschritten. Dieselbe ist eine namentliche. Gegen den Antrag stimmen 210, für denselben 162, einer enthält sich der Stimmabgabe. Das Abstimmungsergebnis wird mit Bravo und Hurraus aufgenommen.

Der Reichskanzler erhebt sich und verliest die vom Sonnabend datirte Auflösungsorder und erklärt im Namen des Kaisers die Sitzungen des Reichstages für geschlossen.

Präsident v. Levetzow dankt seinen Kollegen und dem Hause und fordert zum Hoch auf den Kaiser auf. Die Mitglieder stimmen dreimal in den Hochruf ein und verlassen den Saal.

Schluß 3 Uhr.

## Breussischer Landtag.

Abgeordnetenhaus.

76. Sitzung vom 6. Mai.

Dritte Berathung des Steuererhebungsgesetzes. Abg. Dr. Bachem (Str.) erklärt, das Centrum werde an dem mit den Conservativen geschlossenen Compromiß festhalten, von dem leider die freiconservative Partei sich losgelöst habe. Das Wahlgesetz habe im Herrenhause eine Form erhalten, die man im Lande kaum für möglich halten werde. Bei der dritten Berathung der Steuererhebung werde das Centrum von dem Wahlgesetz seine schließliche Genehmigung abhängig machen, ohne ein befriedigendes Wahlgesetz werde kein Mitglied seiner Partei für eines der Steuererhebungsgesetze zu haben sein.

Abg. Graf Limburg (conf.) hält den Vorschlag des Centrums für gerechtfertigt. Für die conservative Partei aber sei der Entwurf des Herrenhauses annehmbar.

Abg. Dr. Bachem (Str.): Wenn diese Erklärung

Namens der conservativen Partei abgegeben wäre, so wäre dadurch die Stellung des Centrums schon entschieden.

Abg. v. Minigerode-Rosfitten (conf.) betont, daß die Annehmbarkeit der Herrenhausbeschlüsse keineswegs eine bindende Erklärung der conservativen Partei darstelle.

Abg. Dr. Graf (nl.) konstatiert, daß der Vorwurf, von einem Compromiß zurückgetreten zu sein, auf seine Fraktion nicht zutreffe.

Damit schließt die Generaldebatte.

In der Spezialdebatte zu § 7 beantragen mehrere westphälische Abgeordnete die Streichung des Paragraphen. Die Regierungsvertreter erklären sich dagegen und die Streichung wird abgelehnt.

Paragraph 18 bestimmt, daß die Grundsteuerentfaltungen zurückgezahlt werden müssen.

Ein Antrag Althaus (konj.) will bestimmen, daß die Entschädigungen nicht zurückgezahlt werden sollen.

Ein Antrag Bülow (rtl.) will die Bestimmung bezüglich der Domänenabgaben in Wegfall bringen.

Nach längerer Debatte wird der Antrag Althaus abgelehnt.

Bei dem Antrag Bülow wird Auszählung nötig. Es stimmen 117 für, 125 gegen den Antrag, der mithin abgelehnt ist.

Die Vorlage wird in den einzelnen §§ angenommen. Abg. Frhr. v. Heermann (Str.) beantragt Aussetzung der Gesamtstimmabgabe bis nach der Endabstimmung über das Wahlgesetz.

Der Antrag von Heermann wird angenommen. Es folgt die dritte Lesung der Ergänzungsteuer-vorlage.

Es liegen mehrere Abänderungsanträge zu den einzelnen §§ vor.

Nach unwesentlicher Debatte wird die Vorlage erledigt. Die Gesamtabstimmung erfolgt am Montag.

Nächste Sitzung: Montag (4. Lesung des Communalsteuergesetzes).  
Schluß 4 Uhr.

## Politische Tagesübersicht.

Elbing, 8. Mai.

Die „Freis. Ztg.“ schreibt: Aus der freisinnigen Partei haben sechs Abgeordnete, nämlich die Herren Brömel (Stettin), Pinze (Döbenuß-Birkensfeld-Güttn), Maager (Glogau), Meyer (Berlin I), Schröder (Landenberg-Goldin), Siemens (Noburg), für den Antrag Huene gestimmt. Es ist richtig, daß diese Abstimmung gegen das Parteiprogramm an sich formell nicht verstößt. Aber die Abstimmung bekundet, daß die genannten sechs Herren sich mit den übrigen 60 Mitgliedern der freisinnigen Partei nicht in derjenigen Einheit der politischen Denkart befinden, auf der die Berechtigung und der Einfluß parlamentarischer Parteien beruht. Wir achten und ehren auch die uns entgegenstehende politische Ueberzeugung unserer bisherigen Fraktionsgenossen; aber eine engere parlamentarische Gemeinschaft mit denselben ist fernherin durchaus unmöglich. Mit der Auflösung des Reichstages sind auch die Fraktionen derselben aufgelöst worden. Es könnte also zunächst nur die Wiederwahl der Genannten in Frage kommen. Dem Vernehmen nach verzichten die Herren Brömel, Maager, Alexander Meyer, Siemens und Schröder darauf, sich um eine neue Kandidatur zu bewerben. Soweit wir unterrichtet sind, ist auch die Aufstellung eines der genannten sechs Herren von freisinniger Seite in keinem Wahlkreise beabsichtigt. Wäre solches der Fall und käme es selbst zur Wiederwahl, so würde ein erprießliches parlamentarisches Zusammenwirken mit einem der genannten Herren nach der Neuwahl unmöglich sein. Aber auch für den Wahlkampf selbst darf die freisinnige Partei nirgend einen Zweifel darüber bestehen lassen, daß der Antrag Huene zwischen ihr und ihren bisherigen 6 Fraktionsgenossen das Tischtuch zerschneiden hat, unbeschadet persönlicher Achtung und freundschaftlicher privater Beziehungen, welche ein langjähriges politisches Zusammenwirken auch in solchem Falle fortbestehen läßt.

Die Festsetzung des Wahltages durch kaiserliche Verordnung im „Reichsanzeiger“ auf den 15. Juni hat die rechtliche Folge, daß von jetzt ab es bis zum Wahltage zur gewerksmäßigen oder nicht-gewerksmäßigen Vertheilung von Flugblättern, Stimmzetteln und anderen Druckschriften zu Wahlzwecken auf Straßen, Plätzen und öffentlichen Orten einer polizeilichen Genehmigung nicht mehr bedarf. Die betreffende Bestimmung in § 43 der Gewerbeordnung lautet wörtlich, wie folgt:

Zur Vertheilung von Stimmzetteln und Druckschriften zu Wahlzwecken bei der Wahl zu gesetzlichen Körperschaften ist eine polizeiliche Erlaubnis in der Zeit von der amtlichen Bekanntmachung des Wahltages bis zur Beendigung des Wahlattes nicht erforderlich.

Dasselbe gilt auch bezüglich der nicht-gewerksmäßigen Vertheilung von Stimmzetteln und Druckschriften zu Wahlzwecken.







# Der Hausfreund.

Tägliche Beilage zur „Altpreußischen Zeitung“.

Nr. 108.

Elbing, den 9. Mai.

1893.

## Die Tochter des Meeres.

Roman von N. Nicola.

37)

Nachdruck verboten.

Und sie führte ihn in die kleine saubere Kammer, welche Cora als Schlafstube gedient hatte.

Ernst sah sich neugierig darin um. Vileleicht erinnerte ihn die Kammer an das Zimmer auf Schloß Biddulph, das ihm als Versteck gedient hatte. Konnte es denn nicht möglich sein, daß sich irgend ein geheimes Versteck darin befand? Es war vielleicht eine wunderliche Idee, und doch erfaßte sie der junge Mann voll Eifer und vorsichtig glitt seine Hand über jeden Spalt in der Mauer, um sich zu vergewissern, ob nicht eine Unebenheit eine geheime Feder verrieth — vergebens.

Schon war Ernst im Begriff, sein Suchen voll Verzweiflung mit einem spöttischen Lächeln über seine eigene Thorheit aufzugeben, als seine Finger einen Gegenstand berührten, der sich bei näherer Betrachtung als eine kleine Feder erwies, die er sofort zu drücken versuchte. Sie war verrostet und es dauerte eine Weile, ehe sie einem Drucke nachgab und eine Art schmalen Schrank im Gefäß zeigte, der ein Regal hatte, auf dem ein kleines Bündel Wäsche lag. Er zog das Bündel hervor, und ohne über das, was er that, weiter nachzudenken, öffnete er es und untersuchte seinen Inhalt.

Er errieth sofort, welcher Art die hier so sorgfältig verwahrten Effekten waren. Er hatte Cora so oft von den einzigen Beweisen ihrer Abstammung sprechen gehört, daß er jetzt nicht zweifelte, daß er Kleider und Erinnerungen aus ihrer Kinderzeit vor sich hatte.

„Aber von welchem Nutzen können sie sein?“ murmelte er. „Als ob all' diese Spitzen und Binnern, in welche so kleine Kinder gehüllt werden, nicht alle gleich ausähen! Cora hat nicht viel zu erwarten, wenn diese Sachen das Einzige sind, was Aufschluß über ihren Namen und ihre Geburt geben kann.“

Dabei ließ er das kleine farblose Kleidchen, das ohne Zweifel ein Stolz der irgend einer Mutter oder Wärterin gewesen war, zur Erde fallen.

Das Kleid berührte im Falle seinen Fuß, und er glaubte einen eigenthümlichen Ton ver-

nommen zu haben, der kaum von dem weichen Ton herrühren konnte.

Er hob es wieder auf und untersuchte es genauer, und entdeckte schließlich, daß irgend ein Gegenstand sorgfältig in den breiten Saum des Röckchens eingnäht war.

Lord Belforts erster Gedanke war, den Saum aufzureißen. Da besann er sich aber, daß man vielleicht an der Wahrheit seiner Aussagen zweifeln würde, wenn er ohne Zeugen das Geheimniß entdeckte, und er hielt inne. Lord Belfort faßte dann einen kühnen Plan. Er beschloß, sich in seiner Sache an den Bruder des verstorbenen Lord Faro, an den in Frankreich lebenden Grafen Treville zu wenden, um diesem Aufklärung zu geben, und mit dessen Hilfe vielleicht Begnadigung in England zu erlangen.

LXII.

„Du willst wirklich unsere Netta zu einer Heirath mit diesem unbekanntem Abenteuer zwingen?“ fragte Lady Emily entrüstet. „Bruder, wie kannst Du das vor Deinem Gewissen verantworten?“

„In dieser Beziehung bin ich sehr ruhig. Laß Dir sagen, Emily,“ erwiderte der Graf ernst, „daß meiner Meinung nach der junge Mann am meisten zu beklagen ist, aber er hat das Schicksal selbst herausgefordert, und muß nun die Folgen tragen.“

„Darf ich fragen, für wen Du ihn hältst?“ fragte die Lady kalt.

„Wir dürfen in ihm nur den Mann, den Netta erwählt, sehen, und für den sie ihren guten Ruf auf's Spiel setzt,“ entgegnete Lord Treville. „Und wenn Du klug bist, Emily, wirst Du heute bei der Trauung zugegen sein. Marian wird der Trauer wegen nicht kommen, und Miß Cora wird schwerlich der Aufgabe gewachsen sein, ihre Nebenbuhlerin zum Altar zu geleiten.“

„Ich verstehe Dich nicht, Bruder,“ bemerkte Lady Emily stolz.

„Das ist möglich . . . doch thätest Du gut, mir zu vertrauen und Dich meinen Wünschen zu fügen,“ antwortete der Graf. „Wirst Du in die Kapelle kommen oder nicht?“

„Um unseres armen Bruders und seiner Tochter willen, die er mir anvertraute, sollte ich wohl kommen,“ lautete die Antwort, „doch Eins muß sicherlich gesehen, Bruder . . . daß

Schreiben, das der Vater unserer armen Netta hinterließ, und das bei ihrer Verheirathung oder wenn sie siebzehn Jahre alt ist, geöffnet werden soll, muß vorerst gelesen werden. Nur unter dieser Bedingung kann ich mich mit dem Opfer einverstanden erklären."

"Gut! Das kann nachher geschehen. Das Testament giebt mir unbeschränkte Vollmacht, ihr zum Gemahl zu wählen, wen ich als passend für sie halte," versetzte der Graf.

Hier half kein Bitten, das mußte Lady Emily. Es blieb ihr nichts Anderes übrig, als durch ihre Toilette ihren stolzen Unwillen über eine solche Verbindung zu zeigen. Demgemäß kleidete sie sich in dunkelvioletteu Sammet, dem ein schwarzer Spitzenhawl den gewünschten Ernst verlieh, und gemessenen Schrittes begab sie sich in das Zimmer, das sich neben der kleinen zu dem Hause gehörigen Kapelle befand.

Hier war schon eine kleine Gesellschaft versammelt. Der Graf, Frau Falkner, Adele sahen auf den Bänken der Kapelle, während Rupert in stolzem und düsterem Schweigen nahe am Altare stand, wo der Priester schon wartete.

Da öffnete sich die Thür und Netta trat ein, gefolgt von Cora.

"Was soll das? Wie können Sie ohne meine Erlaubniß hier erscheinen?" fragte der Graf in kaltem Ton, obwohl sein bewundernder Blick seine Worte Lügen strafte.

"Ich sehnte mich darnach, zugegen zu sein und dem Brautpaar meine besten Wünsche und meine Verzeihung auszusprechen," antwortete Cora ruhig. "Ich habe wohl ein gewisses Unrecht darauf, Mylord, bei einer solchen Gelegenheit Lord Faro's hinterlassene Tochter und meinen früheren Beschützer und Freund zum Altare zu begleiten."

Es war wirklich ein schönes Paar, wie sie da neben einander standen, diese junge Braut in dem einfachen weißen Kleide, das besser für ihre mädchenhafte Gestalt paßte als die eleganteste Toilette, und Cora in dem schweren weißen Seidenkleid, das eine weniger vollendet schöne Gestalt eher verunzert haben würde, ihr aber nur ein noch malerisches Aussehen verlieh. Netta's anmuthige Gestalt war graziös in den weiten Schleier gehüllt, der in ihrem Haar durch den Pfeil besetzt war, welchen Rupert ihr gegeben hatte.

Aber in seiner Aufregung achtete Graf Treville nicht auf solche Dinge. Sein Hauptwunsch schien zu sein, die Trauung seiner eigensinnigen Nichte mit dem Mann ihrer Wahl so schnell als möglich vollzogen zu sehen.

Die Ceremonie begann, und mit einer gewissen Bitterkeit lauschte Lord Treville den bindenden Worten und blickte dabei auf Adele's mürrische Züge.

Endlich war es vorbei. Die Gelübde waren gesprochen, und Netta war die Gemahlin des einfachen Bremer Seemanns. Der eigensinnige Wunsch des wunderlichen Einfielers war erfüllt. Der Nichte war in ihrem

launischen Gebahren Einhalt gethan, und alle Pläne Frau Falkners vernichtet.

"Netta, ich wünsche Dir Glück und Muth und Ausdauer, Dein Gelübde zu erfüllen und dem Gatten Deiner Wahl eine gute brave Frau zu sein," sprach der Graf, indem er den Brautschleier lüftete, um seinem Mündel den Vaterkuß zu geben.

Aber in demselben Augenblicke, wo seine Finger das zarte Gewebe berührten, bemerkte er den eigenthümlichen Schmud, der dasselbe zusammenhielt, und er schrak plötzlich zurück, noch bevor seine Lippen ihre Stirn berührt hatten.

"Was ist das? Woher hast Du das?" stieß er hastig hervor.

"Rupert gab es mir. Es diente als Zeichen zwischen uns," entgegnete die Braut, während sie ängstlich zur Seite ihres Bräutigams trat.

"Sie! Und wo fanden Sie den Pfeil? Wie konnten Sie wagen, ihn zu behalten?" wandte er sich erregt an den jungen Mann.

"Ich besitze ihn seit meiner frühesten Kindheit. Meine Mutter gab ihn mir zum Andenken an meinen Vater," erwiderte Rupert etwas verwundert. "Sie sagte, es müsse mir ein Andenken sein, von dem ich mich nur trennen dürfte, um es meiner Frau zu geben."

Der Graf wandte sich mit strenger Miene jetzt an die Frau Falkner, die während der ganzen Scene mit spöttischem Gesichtsausdruck dagestanden.

"Ist das wahr? Oder haben Sie eine Lüge, eine schändliche Lüge ausgesprochen, als Sie vorgaben, dieses Mädchen, vor dem jede Fieber in mir zurückweicht, sei meine Tochter? Hören Sie mich an, bevor Sie antworten?" fuhr er in sarkastischem Ton fort. "Ich bewillige Ihnen hundert Pfund jährlich für dieses junge Mädchen, und werde ihr als Heirathsgut zweitausend Pfund bewilligen, wenn sie jene ist, für die sie von Ihnen erklärt wird. . . . aber wenn sie nicht mein Kind ist, wenn Sie mir beweisen können, daß dieser junge Mann der Sohn meiner Bianca ist — wofür mein Gefühl spricht — dann will ich Ihnen in freigelegtester Weise meine Freude über ein solches Geständniß zeigen. Nennen Sie selbst Ihre Bedingungen, und Sie werden kaum auf Widerstand bei mir stoßen, wenn Sie mir genügende Beweise der Wahrheit geben können."

Frau Falkner war ungeschlüssig; ihr Bild war zu Boden gesenkt, und offenbar erwog sie reiflich, was sie thun sollte, bevor sie antwortete.

"Ich möchte wohl wissen, welchen Werth Sie auf einen Erben legen würden, Mylord," antwortete sie kühl, "und wäre es nur, um zu wissen, wie sehr ich Sie durch meine Antwort strafen oder erfreuen könnte. Ich beeinflusse Sie auch mit keinem Worte bei Ihrer Entscheidung, ob Adele oder Rupert in Wahrheit das Kind Ihrer vernachlässigten Bianca ist."

"Eigentlich ist ein solches Glück kaum mit

Geld zu bezahlen," sagte Graf Treville lebhaft, "aber wenn Sie sich mit einer Belohnung von zehntausend Pfund befriedigen lassen, so sollen Sie dieselben behalten, wenn Sie genügende Beweise Ihrer Versicherungen geben können, und Ihren Betrug, daß dieses Mädchen meine Tochter sei, eingestehen."

"Was meinst Du, Adele," wandte die Frau sich zu derselben, "sollen wir den stolzen Grafen in seinen Phantasien unterstützen und ihm einen Sohn geben?"

"Mir ist er sowohl wie seine Phantasien gleichgiltig," erwiderte die Angeredete mürrisch. "Ich weiß nur so viel, daß ich unabhängig sein möchte, und daß ich nicht als ehrlos angesehen werden will, denn das könnte ich nicht ertragen. Am liebsten, Tante, liesse ich davon, und liesse nie wieder etwas von mir hören."

Und des Mädchens heftiges Schluchzen bestätigte ihre Worte.

"Wenn Sie diesem jungen Mädchen die genannte Summe geben und mir das Einkommen bewilligen wollen, das Sie mir versprochen, wenn Adele sich als Ihre Tochter ausweisen sollte, will ich Sie über die Wahrheit zufrieden stellen," sagte Frau Falkner nach einer kleinen Weile.

"Und mit Beweisen? Mit Beweisen? Nicht nur mit mündlichen Versicherungen?" fragte der Graf erregt.

Frau Falkner neigte bejahend den Kopf.

"Sonst nützt es wenig," entgegnete sie kalt. "Ich habe die Ungewißheit und die Undankbarkeit Derer satt, für die ich gearbeitet, gelitten und gewartet habe. Wenn Sie mir also als Ehrenmann Ihr heiliges Wort darauf geben, daß Sie meinen Bedingungen in vollem Maße nachkommen wollen, soll die Sache ein für alle Mal zum Abschluß kommen."

"Ja, ja, ich verspreche es," erwiderte der Graf leidenschaftlich, während sein bleiches Gesicht glühte und seine Lippen vor Erregung zitterten.

"So will ich Ihnen eine sehr kurze und einfache Geschichte erzählen," fuhr die Frau ruhig fort.

"Als Sie die schöne Spanierin, die Sie erst heimlich geheirathet und dann verstoßen hatten, meiner Obhut anvertrauten, nahm sie mir das Versprechen ab, daß das Kind, dem sie bald das Leben zu geben hoffte, weder Ihnen überlassen, noch Ihnen des Kindes Geschlecht verathen werden sollte, bis ich volle, feierliche Beweise Ihrer Reue und die feste Ueberzeugung erlangt hätte, daß Sie für das unglückliche Kind in väterlicher Weise sorgen würden. Damals hatte ich selbst noch kein Kind, aber drei Jahre später wurde mir eine Tochter geboren, und um dieselbe Zeit verlor ich den Vater dieses Kindes. Da waren meine Pläne gefaßt, als Adele noch in der Wiege lag. Ich beschloß, sie als das Kind meiner verstorbenen Schwester auszugeben, während Rupert für meinen Sohn gelten sollte, und daß die Heirath zwischen ihnen

ermöglicht werden sollte, bevor ich das Geheimniß von Rupert's Geburt offenbarte. Das war leicht zu bewerkstelligen, da ich in Bremen, wo ich später meinen Wohnort aufschlug, nur Wenigen bekannt war, und mehrere Jahre lang hatte ich nicht die geringste Besorgniß, daß mein Plan fehlschlagen könnte. Aber die unerwartete Ankunft dieses Eindringlings dort," fuhr sie mit einem feindlichen Blick auf Cora fort, "zerstörte Alles, und erst nach langer Zeit, nachdem ich nichts unberührt gelassen hatte, Rupert zur Vernunft zu bringen, beschloß ich, ihn mit dem Verlust seines Geburtsrechtes zu strafen. Wie die Dinge jetzt stehen, hat sich ja Alles geändert."

"Aber was giebt mir die Gewißheit, daß Sie nicht einen zweiten Betrug ausüben?" sagte der Graf, indem er sich bemühte, seine bange Freude über die Hoffnungen, die sich ihm eröffneten, zu verbergen.

"Auf sehr leichte Weise," antwortete Frau Falkner in kaltem Ton. "In der englischen Kirche zu Bremen befindet sich ein Taufregister, in welchem die Geburt dieses Knaben in demselben Jahre verzeichnet ist, in welchem Ihre verstorbene Frau vor Kummer starb. Und für mein Kind, meine Adele, trug ich reichlich Sorge, daß Niemand verächtlich, als sei sie von zweifelhafter Herkunft, auf sie blicken kann. Die Wärterin, die mir bei ihrer Geburt beistand, und der Geistliche, der sie taufte, sind Beide noch am Leben, und können, wenn Sie es wünschen, meine Aussage bestätigen. Es ist ein seltener Triumph, Mylord: Die Entdeckung, daß Sie einen natürlichen Sohn besitzen und ihm die Erbin Ihres Bruders zur Frau gegeben haben."

"Still, Frau! Still!" sagte Graf Treville ernst. "Glauben Sie, ich würde mich bemüht haben, einen Unglücklichen aus der Dunkelheit zu ziehen? Nein, erst als ein glücklicher Zufall mir die Thatfache offenbarte, daß meine Sünden weniger traurige Folgen gehabt hatten als ich glaubte, erst da wünschte ich die Wahrheit zu erfahren. Die heimliche Trauung, durch welche ich beabsichtigt hatte, eine nicht standesgemäße Verbindung geheim zu halten, wurde durch ein günstiges Geschick, eine wirkliche, gesetzliche, "Rupert, mein Sohn," fügte er mit einem halb traurigen, doch innigliebervollen Blick zu dem jungen Mann gewendet fort, "kannst Du das Deiner Mutter und Dir selbst angethane Unrecht mir verzeihen?"

Der junge Mann war durch den schnellen Wechsel seiner Verhältnisse auf's Höchste verwirrt. Allerdings eröffnete sich ihm als den Sohn und anerkannten Erben des reichen Grafen Treville eine glänzende Zukunft, aber doch hatte er das bittere Gefühl, daß er in der Verurtheilung seiner einstigen Liebe grausam gefehlt und dadurch den schönsten Edelstein seiner Adelskrone verloren hatte. Frau Falkners Geständniß hatte ihn über Vieles, das er für einen verrätherischen Undank von Seiten Cora's gehalten hatte, aufgeklärt. Jetzt war es klar,

daß Cora und er die unschuldigen Opfer einer schändlichen Intrigue gewesen waren.

„Mylord.“ erwiderte er mit ehrerbietiger, aber vielleicht ein wenig erzwungener Zärtlichkeit, „es steht mir nicht zu, Ihre Handlungsweise ohne genauere Kunde der Beweggründe zu beurtheilen, aber wenigstens möchte ich Sie bitten, das geschehene Unrecht an dieser jungen Dame wieder gut zu machen, die, glaube ich, von uns Allen am schwersten gekränkt worden ist. Miß Cora sollte doch wohl sofort ihre Freiheit wieder erhalten, sich nach eigenem Wunsch ihren Wohnort wählen dürfen, und ihr dazu genügende Mittel zur Verfügung gestellt werden.“

(Fortsetzung folgt.)

## Mannigfaltiges.

— **Die Glückskinder.** Eine ergötzliche Einzelheit wird noch nachträglich von den Hochzeitsfestlichkeiten berichtet. Es war seitens des Magistrats festgesetzt worden, daß für alle Neugeborenen, die in dem Zeitraum von 12 Uhr Nachts des 21. bis 12 Uhr Nachts des 22. April das Licht der ewigen Stadt erblickten, ein Guthaben auf der städtischen Sparcasse angelegt werden sollte. Die Durchschnittszahl der Geburten an einem Tage war für Rom sonst vierzig. Das Erkaunen der Stadtväter war daher einigermaßen berechtigt, als ihnen für den glückbringenden Tag die Ankunft von — sechs- undneunzig neuen Weltbürgern gemeldet wurde. Optimisten wollten die Wunder damit erklären, daß die Aussicht auf die ausgesetzte Prämie bei vielen Frauen die Entbindung beschleunigt habe. Skeptischere Gemüther aber sind der Ansicht, die jedenfalls mehr Wahrscheinlichkeit für sich hat, daß eine Anzahl Geburten des 21. April einfach einen Tag lang verheimlicht worden sind. Jedenfalls haben alle diese „Glückskinder“ je nach ihrem Geschlecht die Namen Umberto oder Margherita erhalten. — Dasselbe Phänomen, nur in noch stärkerer Form, war übrigens bereits bei der Jubiläumssfeier Leos XIII. dagewesen: damals wurden für den einen Tag gar fünfhundert Geburten beim Standesamt angemeldet.

— **Eine wichtige Erfindung.** Eine Erfindung ist — heißt es — gemacht worden, vermöge deren der Abfall von Hopfen, den die Brauer nicht verkaufen können und für dessen Wegschaffung sie bezahlen müssen, zur Fabrication von Papier und starker Pappe verwandt werden kann. Die Schwierigkeit in der Verwendung des Hopfens zu diesem Zwecke besteht darin, daß derselbe ein Del enthält, welches die Dualität des aus dem-

selben fabrizirten Papiers schädigt. Jetzt ist nun eine Maschine erfunden und patentirt worden, mit welcher dieses Del eliminiert werden kann, und zwar mit sehr geringen Kosten. Die Folge davon ist, daß jetzt Papier und Pappe um ungefähr 50 Prozent billiger hergestellt werden kann, als bisher der Fall war.

— **Ein merkwürdiger Streit** wurde vor dem Bundesamt für das Heimathwesen kürzlich zu Ende geführt, welcher wegen vier Flaschen Tokayer entbrannt war. Folgender Thatsbestand lag diesem Rechtsstreit zu Grunde, dessen Entscheidung von grundsätzlicher Bedeutung ist. Leipzig sah sich nach § 28 des Gesetzes über den Unterstüßungsmohnsiß vom 6. Juni 1870 veranlaßt, vor einiger Zeit eine Person, die hochgradig an Tuberculose erkrankt war, zu verpflegen; zur Kräftigung des Erkrankten verordnete ein angesehener Arzt Leipzigs auch vier Flaschen Tokayer. Koppen im Regierungsbezirk Breslau, der Unterstüßungsmohnsiß des Verpflegten, bezahlte alle Kosten, die Leipzig erwachsen waren, doch die 12 Mk. für die vier Flaschen Tokayer lehnte Koppen ab zu ersetzen, da Schnaps statt Wein hätte verwendet werden müssen. Es kam zur Klage. Der Bezirksausschuß zu Breslau forderte über diese Angelegenheit ein Gutachten von dem Medicinalcollegium ein; dies äußerte sich zu Ungunsten von Leipzig und erklärte, Schnaps habe dieselbe Wirkung wie Wein. Auf Grund dieses Gutachtens wies der Bezirksausschuß in Breslau in der Hauptsache Leipzig mit der Klage ab und verurtheilte Koppen, nur 1,50 Mk. für Schnaps zu zahlen, den Leipzig für den Erkrankten hätte verwenden sollen. Gegen dieses Urtheil legte Leipzig des Princips wegen Berufung beim Bundesamt in Berlin ein. Dasselbe forderte die oberste preussische Medicinalbehörde auf, sich über diesen Fall zu äußern. Dieses Gutachten fiel nun ganz zu Gunsten von Leipzig aus; es wurde darin ausgeführt, daß Schnaps keineswegs geeignet wäre, Wein oder gar Tokayer zu ersetzen. Das Bundesamt schloß sich dieser Ansicht an, hob das Urtheil des Bezirksausschusses zu Breslau auf und verurtheilte Koppen, das Geld für die vier spendirten Flaschen Tokayer zu zahlen.

---

Verantwortlicher Redacteur: George Spitzer  
in Elbing.  
Druck und Verlag von H. Gaarb  
in Elbing.